

*Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945.*

Siedler, München 2008, 430 S., zahlr. Abb.

Andreas Kossert, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in Warschau, wendet sich in seinem jüngsten Werk „Kalte Heimat“ der Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945 zu. Kossert ist ein Kenner des ehemaligen deutschen Ostens, der Monografien über „Masuren. Ostpreußens vergessener Süden“ (2001) und „Ostpreußen. Geschichte und Mythos“ (2005) veröffentlicht und sich intensiv mit den Identitätskonstrukten der einst dort lebenden Bevölkerung auseinandergesetzt hat („Preußen, Deutsche oder Polen? Die Masuren im Spannungsfeld des ethnischen Nationalismus 1870–1956“ [2001]).

Während die vertriebenen Deutschen in historischen Untersuchungen zur Nachkriegszeit meist nur eine Nebenrolle spielen, stellt Kossert diese Gruppe in den Mittelpunkt und erörtert ihr Schicksal in den west- und ostdeutschen Besatzungszonen bzw. in den beiden deutschen Staaten nach 1945/49. In seinem mit zahlreichen Abbildungen und Literaturzitate angereicherten Werk erzählt der Autor die in weiten Teilen äußerst bedrückenden Erfahrungen der Zwangszuwanderer nach ihrer Ankunft. Sachlich, mit Empathie und ohne die vorangegangenen Verbrechen Deutschlands und des Nationalsozialismus unerwähnt zu lassen, plädiert er dafür, die Vertriebenen als Opfer zu begreifen. Kosserts Opferbegriff beschränkt sich dabei nicht auf die unmittelbar mit Flucht und Vertreibung verbundenen Erfahrungen, sondern bezieht auch die Ablehnung, Hartherzigkeit und die mangelnde Solidarität ein, die die Einheimischen ihren vertriebenen Landsleuten entgegenbrachten (S. 15). Diese Verhaltensmuster waren laut Kossert nicht auf die unmittelbare Nachkriegszeit begrenzt. So schildert er die deutsche Nachkriegsgeschichte bis zur politischen Wende von 1989/90 als Kontinuität der Ausgrenzung der von der Aufnahmegesellschaft durchweg als Fremde wahrgenommenen vertriebenen Deutschen. Diese Ausgrenzung habe mit der Ankunft der Zwangsmigranten eingesetzt, sei durch die Schlussstrichmentalität der „Wirtschaftswundergesellschaft“ fortgesetzt worden und habe im Zuge des sich allmählich entwickelnden „Täterbewusstseins“ und der neuen Deutschen Ostpolitik in den 1960er/70er Jahren eine neue, ideologisch motivierte Qualität erhalten. Das Ende des Kalten Krieges biete nun die Chance für einen Perspektivwechsel, um „die ideologischen Gräben zuzuschütten und sich der Zäsur zu widmen, die die Ankunft der Vertriebenen für Deutschland darstellt und es so nachhaltig prägte wie kaum ein Ereignis zuvor“ (S. 15). Es ist ein Anliegen Kosserts, mit der entideologisierten Erinnerung an Flucht und Vertreibung den Blick auf die Herkunftsgebiete der Vertriebenen zu lenken, die einen wesentlichen – im kollektiven Gedächtnis aber fast vergessenen – Anteil an der deutschen Kultur und Geschichte haben (S. 17f.).

Anhand von Quellen, die Kossert aus der großen Fülle der in den letzten Jahrzehnten erarbeiteten Studien zur Vertriebenen- bzw. Integrationsgeschichte (darunter zahlreiche Regional- und Lokalstudien) und aus belletristischen und autobiographischen Werken zusammengetragen hat, zeigt er, dass die Vertriebenen auf massive Ablehnung stießen. Mitunter sahen sie sich krassen Vorurteilen ausgesetzt. Der

Autor weist nach, dass rassistische Kategorien, mit denen der Nationalsozialismus noch kurz zuvor Menschen aus „dem Osten als rassistisch gemischte Untermenschen“ gebrandmarkt hatte, bruchlos auf die Flüchtlinge und Vertriebenen übertragen wurden (S. 71). So diffamierten die Südschleswiger die mehrheitlich ostpreußischen Flüchtlinge „sowohl rassenmäßig als auch in kultureller und geistiger Hinsicht“ als „artfremd“, als „Mulattenrasse“ und „Mischlinge“ (S. 75). Diese die Zwangszuwanderer herabwürdigenden Zuschreibungen setzten Einheimische als Argumente gegenüber den britischen Besatzern ein, um die Abschiebung der Vertriebenen aus Südschleswig zu erwirken (S. 74) – ähnliche Verhaltensweisen sind auch aus anderen Landesteilen bekannt.

In den westlichen wie auch in der östlichen Besatzungszone nahm man die Zwangszuwanderer in erster Linie als lästige Bittsteller wahr. Die Bereitschaft, freiwillig mit den Vertriebenen zu teilen, war sehr gering. Unterschwellig waberte stets der verletzte Generalverdacht, der das mangelnde Mitgefühl zu rechtfertigen schien: „Wenn das anständige Leute gewesen wären, hätte man sie nicht vertrieben!“ (S. 131). Dieselbe Funktion der Selbstentlastung hatte die pauschale Diskreditierung der Vertriebenen als Nazis (S. 42).

Oft bekamen die Heimat- und Obdachlosen erst durch das energische Eingreifen der Besatzungsmacht ein Dach über dem Kopf. Widerstand gegen die Zwangseinweisungen wurde geahndet: Im Landkreis Sulzbach-Rosenberg verurteilte das Militärgericht zwei Hauseigentümer zu einer Gefängnisstrafe und zu einem Zwangsaufenthalt in einem Vertriebenenlager – mit fünfzig Pfund Gepäck und ohne Sonderbehandlung (S. 64). Gleichwohl bleibt die herausragende Rolle der Besatzer in Bezug auf vertriebenenpolitische Maßnahmen bei Kossert unterbelichtet. Weichenstellend wirkte z. B. das kompromisslose und unnachgiebige Drängen der Westalliierten auf die juristische und politische Gleichstellung von Vertriebenen und Einheimischen. Die Besatzer sorgten im Rahmen ihrer Demokratisierungspolitik dafür, dass Vertriebene schon relativ früh in den politischen Gestaltungsprozess eingebunden wurden. Interessenvertreter aus Flüchtlings- und Vertriebenenkreisen wirkten an der Formulierung der von den Besatzern wiederholt zugunsten der Zuwanderer redigierten Flüchtlingsgesetze der Westzonen mit sowie an den Vorläufern der vornehmlich auf die Vertriebenen zielenden bundesrepublikanischen Sozialhilfegesetze: dem Soforthilfe-, Lastenausgleichs- und Bundesvertriebenen-gesetz. Von dieser aktiven politischen Mitgestaltung durch die Zuwanderer lesen wir bei Kossert nichts. Lediglich in einem ausführlichen Zitat spiegelt sich der Aufbauwille der Ankömmlinge wider (S. 85 f.).

Kossert kritisiert, dass in der Nachkriegszeit unter Integration „rein bürokratisch-zweckrationales Handeln“ verstanden worden sei, wobei ausschließlich materialistische Vorstellungen den Maßstab ihres Gelingens bildeten (S. 13 f.). Kosserts These von der durchgängig „kalten Heimat“ ist so nicht haltbar. Problematisch ist, dass der Verfasser sowohl bezüglich des täglichen Zusammenlebens als auch bezüglich der politischen Bewältigung der Herausforderungen der Nachkriegszeit einem Schwarz-Weißbild verhaftet bleibt, das Vertriebene und Einheimische als strikt voneinander getrennte Gruppen beschreibt. Tatsächlich aber gab es zahlreiche Berührungspunkte – etwa hinsichtlich konfessioneller, weltanschaulicher bzw. parteipolitischer Über-

zeugungen. An diese gemeinsame Basis ließ sich anknüpfen; die regional unterschiedlichen Ausprägungen der jeweiligen Milieus stellten kein unüberbrückbares Hindernis dar. Bald agierten Vertriebene neben Einheimischen in Interessen- und Zweckgemeinschaften, in Koalitionen und Vereinen. Auch die politischen Parteien boten Anknüpfungsmöglichkeiten. Es ist zwar richtig, dass sich die CDU/CSU als „Partei der Einheimischen“ (S. 180) präsentierte; doch sobald die Besatzer die Öffnung der Parteien für die Vertriebenen erwirkt hatten, engagierten sich diese parteipolitisch: So wie Wenzel Jaksch, Volkmar Gabert und Martin Hirsch in der SPD mitwirkten, waren die Unionsparteien die natürliche politische Heimat von Hans Schütz und Hans Lukaschek.

Ohne ihre integrative Leistung bei der Verwandlung der „kalten Heimat“ angemessen zu würdigen, nennt Kossert kommunale Patenschaften, Kulturinstitutionen, Vertriebenensiedlungen und vor allem die Kirchen als Agenturen der Integration. Diese Funktion räumt Kossert auch den Vertriebenenverbänden ein. Das Kapitel über die Verbände ist allerdings harmonisierend überzeichnet; problematische Themen werden unzureichend erörtert oder ganz ausgeblendet: So ist es beispielsweise fraglich, ob das Banner mit der Aufschrift „Nach Ostland wolle wi riden“, das die „Deutsche Jugend des Ostens“ 1952 beim Vredener Stadtjubiläum vor sich hertrug, mit dem Hinweis auf die darin zum Ausdruck gebrachte Erinnerung an die mittelalterliche Ostkolonisation angemessen erklärt ist (S. 130). Entbehrten diese Zeilen wirklich jeglichen Gegenwartsbezugs im Sinne einer erneuten Landnahme? Zwar werden personelle Kontinuitäten an einzelnen führenden Verbandsfunktionären gezeigt (S. 182 f.); hingegen ist weder für die Problematisierung von Geschichtsklitterungen in Verbandspublikationen und von rechtsradikalen Entgleisungen der Vertriebenenpresse noch für die Pflege nationalistischer Symbole Platz. Die Verantwortung für die gesellschaftliche Ausgrenzung der Vertriebenenverbände sucht Kossert vor allem in der „Doppelstrategie“, die die Parteien gegenüber den Vertriebenen verfolgten (S. 165): Aus wahltaktischen Gründen hätten diese die zunehmend realitätsfernen Rückkehrforderungen der Verbände unterstützt; die ostpolitische Wende habe die Vertriebenen unvorbereitet getroffen.

In einem eigenen Kapitel beleuchtet Kossert die Situation in der SBZ/DDR (S. 193-228). Mit Blick auf die Sowjetunion und die sozialistischen Bruderstaaten war den Vertriebenen dort jegliche Klage über erlittenes Unrecht untersagt, Sonderleistungen blieben ihnen verwehrt. Schon früh propagierte die DDR die Bodenreform, die Teil des gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozesses war, als Schlüssel der gelungenen Integration ihrer circa zwei Millionen „Neubürger“. Diese wurden gezwungen, in der Öffentlichkeit über ihre Herkunft und ihre Erfahrungen als „Umsiedler“ zu schweigen; die Erinnerungen wurden privatisiert und überdauerten im Familiengedächtnis. Doch selbst in der DDR gab es Nischen: Bis 1961 war es DDR-Bürgern möglich, an Vertriebenentreffen in Westdeutschland teilzunehmen, im brandenburgischen Dorf Zinna kam es zu einer geschlossenen Ansiedlung sudetendeutscher „Antifa-Umsiedler“, in Thüringen gründeten Gablonzer 1945 die „Bijou. Schmuck und Glaswaren eGmbH“ und die Schmuckwarengenossenschaft „Gablona“, die bis in die zweite Hälfte der 1960er Jahre ihre deutschböhmisches Identität bewahren konnten.

Flucht, Vertreibung, den Schock über die unsolidarische Aufnahme und das ausgeprägte gesellschaftliche Desinteresse der 1960er bis 1980er Jahre macht Kossert verantwortlich für seelische Verletzungen und psychische Erkrankungen, die sich bis in die dritte Generation vererbt haben (S. 323 ff.). Selbst in der eigenen Familie konnten die sich nach der „alten Heimat“ sehnenen Vertriebenen nicht auf Verständnis hoffen; dieser Sehnsuchtsort blieb der nachfolgenden Generation oftmals verschlossen.

Erst in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre trieben Vertreter einer reuigen politischen Linken (Grass, Vollmer, Schily) den Perspektivenwechsel voran. Kossert skizziert diesen anschaulich anhand der autobiografischen Romane von Petra Reski. Diese beschreibt in „Ein Land so weit“, wie sie ihre ostpreußische Großmutter des Revanchismus verdächtigt habe, da diese stets stur von Danzig statt von Gdańsk sprach:

Ich korrigierte sie ebenso unerbittlich wie folgenlos. Dies war Teil meines Kampfes gegen die Revanchisten: Jeden, der Danzig sagte, hielt ich für einen heimlichen Heim-ins-Reich-Deutschen, jeden, der vergaß, vor Ostpreußen das Wort „ehemalig“ einzufügen, für einen unbelehrbaren Deutschland-Deutschland-über-alles-Deutschen. Sie hatten schließlich den Krieg angefangen, da schien es mir nur gerecht, dass sie ihre Heimat verlassen mussten. (S. 284)

Als Reski nach dem Ende des Ost-West-Konflikts gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Tante in die schlesische Heimat reist, bemerkt sie einen neuen Blick auf die eigene Familiengeschichte und die Vertriebenenproblematik insgesamt; in „Meine Mutter und ich“ schämt sie sich „für mein kleines, hartes Kinderherz, das nichts von Schlesien wissen wollte“ (S. 335).

Hat man Kosserts über 400 Seiten starkes Buch gelesen, muss man es zunächst einmal beiseite legen, um den Kopf von den darin geschilderten Verletzungen zu befreien. Bedrückende Ausgrenzungserfahrungen fehlen zwar in keiner Untersuchung zur Vertriebenenpolitik, doch der Autor kompiliert sie anschaulich in einer bisher nicht gekannten Dichte. Er plädiert nachdrücklich dafür, den Vertriebenen zuzuhören, ihre Geschichten aufzuzeichnen, ihre Kultur zu bewahren und ihren Schmerz zur Kenntnis zu nehmen (S. 344 ff.). An Kosserts durchweg souverän und gut lesbar geschriebener Untersuchung stört neben den oben genannten Kritikpunkten, dass der „unbewältigte Schmerz“ und der Opfertopos das Buch von der ersten bis zur letzten Seite dominieren. Diese Perspektive würdigt nicht den konstruktiv gestaltenden Anteil der Vertriebenen am Aufbau Nachkriegsdeutschlands; sie vermag nicht zu erklären, wie es gelang, dass die Vertriebenen heute einen integralen Bestandteil der Gesellschaft bilden. Gleichwohl leistet Kosserts „Kalte Heimat“ einen wichtigen Beitrag zur Versachlichung der Debatte um einen angemessenen Erinnerungsort von Flucht, Vertreibung und Integration.